

L: Apg 3,11-26

Ev: Lk 24,35-48

DER LEIBHAFTIGE

Ist das nicht eigenartig, dass wir, wenn wir vom „Leibhaftigen“ reden, gerade nicht Jesus meinen, sondern ganz im Gegenteil? Hier scheint etwas gewaltig durcheinander geraten zu sein. Ist doch Jesus der, der am Auferstehungstag seine Leibhaftigkeit in einer Weise bestätigt, die kaum deutlicher sein kann: „Fasst mich doch an, kein Geist hat Fleisch und Knochen“ – und als ob das nicht genug wäre, isst der auferstandene Jesus in seinem Auferstehungsleib ein Stück vom gebratenen Fisch.

Eigentlich ist der, den wir volkstümlich als den „Leibhaftigen“ bezeichnen der, der uns unsere Leiblichkeit „madig“ gemacht hat. Das gilt auf jeden Fall, wenn wir – wie es die spätere Tradition tat – den Leibhaftigen mit der Schlange gleichsetzen, von der im Paradiesesgarten die Rede ist: Ihr werdet sein wie Gott, redet die Schlange den Menschen ein. Gott aber ist doch reiner Geist. Kaum hatten die Menschen – wie es in dieser Geschichte erzählt wird – die verbotene Frucht gegessen, die ihnen eigene, von Gott unabhängige Erkenntnis schenken sollte, begannen sie, sich ihrer Leiblichkeit zu schämen. Der sichtbare Leib, dem man nicht entkommt, in dem man immer irgendwie da und sichtbar ist, der begrenzte Leib, den man auch durch Nahrung erhalten muss, ist plötzlich die ständige Erinnerung daran, dass man doch nicht reiner Geist und damit eben doch nicht „wie Gott“ geworden ist.

Der Mensch, der sich in seinem Leib nicht mehr zu Hause fühlt, sich seiner Leiblichkeit schämt, wird zum Theaterspieler. Das erste Theater- oder Faschingskostüm, wenn man so möchte – das ist der Rock aus Feigenblättern – ein lächerliches Gewand, hinter dem der Mensch seine Leiblichkeit verbergen will. Gott ist voller Erbarmen – und er gibt stattdessen den Menschen ein Kleid aus Haut (wie es wörtlich heißt) – aber es nützt nichts. Wirklich zu Hause ist der Mensch in seinem Körper nicht mehr. Deshalb haben sich in der Antike auch jene Religionen entwickelt, die von einer jenseitigen Welt des reinen Geistes träumen, und sofern von einem Leben nach dem Tod die Rede ist, muss es ein rein geistiges Leben sein, leibbefreit, nur noch Geist. Das ist der Traum der heidnischen römischen Ideenwelt.

Aber Jesus, der den Tod besiegt hat, steigt auch als Gott nicht auf in die Welt des reinen Geistes. Er kam in das Fleisch, um dem Menschen neu die Heiligkeit des Fleisches, ja der ganzen Schöpfung zu zeigen und sie zu einem neuen Dasein zu erlösen, einem Dasein, in dem auch ein neues Ja zum Leib möglich wird. Der Auferstandene hat Fleisch und Knochen – und er wird diese Leiblichkeit auch mitnehmen in die Ewigkeit beim Vater.

Es gehört zu den tragischen Fehlentwicklungen des Christentums in der späten Antike und im Mittelalter, dass die heidnische Leibfremdheit und Leibfeindlichkeit starken Einfluss auf das Christentum bekommen hat, so dass auch heute noch viele das Christentum als eine leibfeindliche Religion wahrnehmen - obwohl diese Verirrungen theologisch schon tiefgründig korrigiert worden sind, vor allem auch durch die Theologie des Leibes aus der Feder von Papst Johannes Paul II.

Es liegt auch an uns, dass wir in der Verkündigung des Auferstandenen diese Botschaft weitergeben: Der ganze Mensch ist geheiligt, Gott hat den Menschen in seiner Leiblichkeit erschaffen. Nie werden wir reine Geister sein – aber da wir nun sehen, dass Gott selber einen Leib angenommen hat, dass er Fleisch geworden ist, können wir uns damit aussöhnen. Jesus sagt nämlich nun, dass wir wie der Vater werden sollen – also: wie Gott. Er hat es uns gezeigt, wie man Gott sein kann in einem menschlichen Leib, und worin diese Göttlichkeit eigentlich besteht: In einer gelebten Liebe und in einer Bereitschaft, sich auch in seinen Grenzen für andere einzusetzen und sich hinzugeben. Diese Liebe – die sich auch im Leibhaftigen verwirklicht – macht uns Gott ähnlich, sie macht uns zu seinen Kindern und diese Liebe ist stärker als der Tod.